

Michael Jeismann
Auf Wiedersehen Gestern

Michael Jeismann

Auf Wiedersehen Gestern

**Die deutsche Vergangenheit und
die Politik von morgen**

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTT GART MÜNCHEN

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© 2001 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: zabriskie, Berlin
Coverfoto: stone/Michael Prince
Satz und Layout: BK-Verlagsservice, München
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-421-05495-9

Inhalt

Die hungrigen Symbole 7

Teil I

Das Ende der Vergangenheit

Unsichere Zeiten 19
Abschied vom geschlossenen System 29
Ausbleibende Peinlichkeit 35
Die Deutschen im historischen Passiv 42
Der Status quo als politisches Ziel 47
Die Schuld der Fremden 53
Gedächtnis: Vom deutschen Sonderweg
zum europäischen Anwendungsfall 56
Neuer und alter Haß 59
Die Zeit der Bundesrepublik 63
Normalisierung durch Erinnerung 75

Teil II

Bildwechsel 89

Teil III

Der Anfang der Geschichte

Die neue Zeit 113
Eine nützliche Vergangenheit 118
Der Kulissenhieb 136

Der Schwur von Stockholm und die Politik der Intervention	139
Von Auschwitz nach Ruanda: Den Holocaust fühlen	151
Abschied von der Nation	169
Vom deutschen Gewissen zum Kampf um die globalisierte Erinnerung	175
Eine andere Geschichte	191
Anmerkungen	199
Ausgewählte Literatur	210
Bildnachweis	214

Die hungrigen Symbole

Im Jahr 1994 beschritten die Vereinten Nationen Neuland: Zum ersten Mal seit ihrer Gründung verwandten sie den Begriff »Völkermord« zur Bestimmung eines Tatbestandes, zum ersten Mal, seit sie im Jahr 1948 die »Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermords« abgeschlossen hatten. Nicht die Massenmorde von Pol Pot, nicht sonst irgendein Massaker großen Stils hatten sie je so bezeichnet. Es war nicht zuletzt die als einzigartig geltende deutsche Vernichtungspolitik, die den Begriff »Völkermord« im Sprachgebrauch der internationalen Organisation unter Verschuß hielt und unter den Bedingungen des Ost-West-Blocksystems vor 1989/90 als nicht anwendbar hatte erscheinen lassen – auch dort, wo er angebracht gewesen wäre.

Nachdem im Frühjahr 1994 etwa 800 000 Menschen in Ruanda ermordet worden waren, und der Sicherheitsrat sich geweigert hatte, dies als Genozid einzustufen und entschlossen zu intervenieren, empfahl eine Untersuchungskommission der Vereinten Nationen im Oktober desselben Jahres, das Massaker an den Tutsi nachträglich als Völkermord zu werten. Mit dem Begriff des Genozids, den man zuvor hauptsächlich für Vorgänge in der Vergangenheit benutzt hatte - von den Verbrechen der Kolonialkriege über den Mord an den Armeniern bis zum Holocaust – wurde nun auch das Phänomen selbst als Problem der gegenwärtigen internationalen Politik wahrgenommen.

Ebenfalls 1994, im Jahr des Völkermords in Ruanda, machte Steven Spielbergs Film »Schindlers Liste« in Deutschland Furore. Nicht allein wegen der Figur des Unternehmers Oscar Schindler, dem »guten Deutschen und »Judenretter«, sondern weil der Film »den Holocaust« zeigte, fand er weltweit Beachtung. Weiter als Spielberg war in einem Spielfilm noch kein Regisseur bei der Nachstellung der Vernichtung gegangen: Man müsse, so Spielberg, den Holocaust fühlen.

Ein Jahr später, 1995, setzte die Ausstellung über »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941-1945« des Hamburger Instituts für Sozialforschung die Lust am Genozid ins Bild. Die Schau der Erhängungen und Genickschüsse mit umstehenden Zuschauern zog in den folgenden Jahren durch viele deutsche Städte und löste Entsetzen und Protest aus. Unterdessen, noch 1995, fielen 8000 Muslime in der bosnischen Stadt Srebrenica der serbischen Politik »ethnischer Säuberung« zum Opfer.

1996 dann erschien Daniel J. Goldhagens Buch über »Hitlers willige Vollstrecker«, das die deutsche Geschichte von einem »eliminatorischen Antisemitismus« beherrscht sieht, vom Willen, die Juden zu vernichten. Die Einwände der Historiker gingen unter in einer Welle begeisterter Schuldannahme.

Was hat das eine, die Vergangenheit des NS-Völkermords, mit den Konflikten der Gegenwart zu tun? Von dieser Frage geht das vorliegende Buch aus. Seit den frühen neunziger Jahren hat sich eine enge Symbiose zwischen Vergangenheit und Gegenwart entwickelt, die in dieser Doppelung maßgeblich unsere politische Wahrnehmung bestimmte. Ganz anders als noch in den achtziger Jahren wurde der »Holocaust« zum Bestandteil der internationalen Rhetorik und Politik – und »Auschwitz« zum Losungswort einer neuen weltweiten Interventionspolitik. In diesem Zusammenhang hat sich die deutsche Vergangenheit unter der Hand verwandelt: Sie wurde sowohl symbolisch als auch politisch genutzt, um die umstrittene Interventionspolitik zu stützen. Gleiches gilt für die internationale Strafgerichtsbarkeit. Das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag, vor dem mit Milosevic auch frühere Staatsoberhäupter zur Rechenschaft gezogen werden, wirft zahlreiche Fragen zur Legitimität von Intervention und Strafe auf, die tief in das überkommene Völkerrecht eingreifen. Diese Entwicklung wird weltweit kommentiert und diskutiert. Sie betrifft die Deutschen aber insofern im besonders hohen Maß, weil mit der Berufung auf den Holocaust unsere politische und historische Selbstauffassung berührt ist: Von der »Einzigartigkeit« des Holocaust bis zur Rolle der Bundeswehr. Dies ist der Grund, warum

wir den Wandel unseres Vergangenheitsbildes aufmerksam verfolgen sollten: Es zeigt untrüglich den Wandel der Gegenwart an.

Seit dem Golfkrieg stehen wir im Bann des Begriffs und der Vorstellung vom Genozid oder, historisch gewendet, vom Holocaust. Kein Wunder, daß Peter Singer, der umstrittene Professor für Bioethik, ein Genozid-Gen entdeckt zu haben glaubt. Die Neigung zum Völkermord, so Singer, sei dem Menschen genetisch vorgegeben, die zahllosen Beispiele aus der Geschichte ließen keinen anderen Schluß zu.

Die Rückwirkungen auf die Bundesrepublik und ihr Verhältnis zum »Dritten Reich« war tiefgreifend. Zunächst begann man, mit Goldhagen die »Schuldfrage«, die Karl Jaspers 1946 von der metaphysischen über die politische bis zur kriminellen Schuld abgestuft hatte, nun noch einmal neu zu stellen – und ganz anders zu beantworten: Alle waren schuld. Diese neue Kollektivschuld löste aber keine Bedrückung aus, sondern wurde vielfach wie eine Erlösung aufgenommen. Denn die Schuld, die man anerkannte, war nicht eine eigene, sondern die Schuld der »anderen« Deutschen, von denen die meisten tot waren. Nicht Schuldabwehr oder Verdrängung, sondern die totale Schuldannahme wirkte wie eine Befreiung. Es war kein Schlußstrich unter die Verbrechen der Deutschen, die man zum Teil erst jetzt in ihrem vollen Ausmaß zur Kenntnis nahm – es war ein Ablaß. Die Vergangenheit verwandelte sich in Geschichte.

Nichts war vergessen, aber die Gegenwärtigkeit der deutschen Vernichtungspolitik wurde nun eine andere. In Europa lösten sich in den frühen neunziger Jahren in Italien und Frankreich die Mythen der Nachkriegszeit auf, in Holland, Dänemark und sogar in Polen, Schweden, in der Schweiz und in Portugal setzte eine große Debatte über die Verstrickung in die Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands ein. Man heroisierte nicht mehr den Widerstand gegen Hitler, sondern enthüllte die vielen Arten der Kollaboration und der eigenen Schuldverstrickung.

Damit fand ein fundamentaler Wechsel von der Kriegserinnerung zum kulturellen Gedächtnis statt. In den Mittelpunkt dieses Gedächtnisses rückte der Genozid an den europäischen

Juden, aber auch an Roma und Sinti sowie die Verfolgung und Ermordung Behinderter und Homosexueller. Die Formen und Inhalte des Gedenkens in Deutschland, den Vereinigten Staaten und anderen Ländern begannen sich in einem Maß anzunähern, wie man das vor einigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte.

Der Wechsel der Generationen war hierfür wohl eine Voraussetzung, hätte aber allein nicht ausgereicht, das Vergangene derart zu beschleunigen, daß man es heute nicht mehr dort findet, wo es gestern noch war. Die Bewegung, die in die Vergangenheit geriet, entstand durch eine plötzliche neue Korrespondenz zwischen den Umbrüchen der Gegenwart und der Wahrnehmung der Vergangenheit. Im zerfallenden politischen Blocksystem und unter den Bedingungen der Globalisierung der ökonomischen Konkurrenz entstanden mörderische Konflikte, die man nun nicht mehr ignorieren und als Problem der westlichen oder östlichen Seite deklarieren konnte. Es entstand die Notwendigkeit einer forcierten Weltinnenpolitik. Diese Notwendigkeit wurde um so dringlicher, als verstärkte Zuwanderungen die westliche Welt, vor allem aber Europa, im Zentrum ihrer Gesellschaften vor neue Herausforderungen der Integration und der soziokulturellen Vermittlung stellte. Rassismus war nun nicht mehr, wie man sich früher hatte einbilden können, ein Problem in Amerika oder Afrika. In diesem Zusammenhang gewann die nationalsozialistische Vernichtungspolitik neue Bedeutung als negatives – aber bewältigtes – historisches Exemplum, als Grenze zum absoluten Nichts.

Das sind die Bedingungen, unter denen die Bundesrepublik den Holocaust zentral in Berlin symbolisch repräsentieren kann. Die frühere Scheu des Staates ist einer pädagogisch-politischen Vereinnahmung gewichen. Das ist nicht allein in Deutschland der Fall, sondern in ganz Europa, aber auch in den Vereinigten Staaten und Israel. Das geschieht in einer historischen Situation, in der die europäische Integration sich rasch jener Grenze nähert, hinter der der bisherige Pragmatismus, der sich in erster Linie ökonomisch leiten ließ, an eine Grenze gerät, hinter der die Frage

der europäischen Einheit existentiell zu werden beginnt. Daß erstmals zwischen den europäischen Staatsmännern eine öffentliche Debatte um die künftige Verfaßtheit der Europäischen Union geführt wird, ist hierfür ein sicheres Indiz. Vor diesem Hintergrund stellt sich nicht zuletzt auch angesichts der von »task forces« koordinierten Holocaust-Erziehung die Frage: Sucht Europa im Holocaust einen negativen Gründungsmythos?

Mit diesen Entwicklungen verschoben sich die Koordinaten des politischen Selbstverständnisses in Deutschland beträchtlich: Der Einsatz der Bundeswehr im Kosovo, die Berufung auf »Auschwitz« zu seiner Rechtfertigung und das insgesamt positive Echo der internationalen Gemeinschaft auf das deutsche Engagement im Verbund mit der Nato deuten an, wie sehr die »Lehre aus der Geschichte« für die Deutschen sich gewandelt hat. Der »deutsche Sonderweg«, der in der Bundesrepublik eine so zentrale und normative Rolle im politischen und historischen Selbstverständnis spielte, löste sich plötzlich in nichts auf. Und das ist nur eines von vielen Anzeichen dafür, daß die Zeit der »alten« Bundesrepublik abgelaufen ist.

Im selben Maß, in dem die europäischen Staaten die Erinnerung an den »Holocaust« als Grundlage einer gebrauchsfähigen, gemeinsamen Vergangenheit nutzten, indem die Weltgemeinschaft auch völkerrechtliche Konsequenzen zog, die nach 1945 durch den kalten Krieg verhindert worden waren und nicht ohne Wirkung das Haager Kriegsverbrechertribunal einsetzte, wuchs in Deutschland ein gesellschaftlicher Unmut angesichts dieser neuen Gegenwärtigkeit des Vergangenen in Ritualen und Symbolen. Die Debatte zwischen Martin Walser und Ignatz Bubis Ende 1998 einerseits, der neuerdings erhobene Vorwurf der »Instrumentalisierung« von »Auschwitz« andererseits bezeichnen den Konflikt, der beim Übergang von politischer Vergangenheit, die in Lebensläufen, Erfahrungen und Schicksalen präsent ist, und der Geschichte entbrennt. Zugleich wurde deutlich, daß bestimmte Reflexe, Analogien zwischen nationalsozialistischer Vergangenheit und der Gegenwart zu ziehen, in der Bundesrepublik von gestern vielleicht notwendig waren, in der Gegen-

wart aber eher in die Irre führen. Wir haben neue Erfahrungen gemacht und müssen dazu die Geschichte finden.

Während in der internationalen Politik enthistorisierte, universalisierte und abstrahierte Bestandteile der Holocaust-Erfahrung symbolische Gemeinsamkeiten und Legitimation stiften können, birgt derselbe Bezug im regionalen und nationalen Rahmen das Risiko, Ersatzhandlungen zu erzeugen, statt problemlösende Politik zu fördern, die sich von einer genauen Analyse der Ursachen von Gewalt und Rassismus leiten läßt. Der Staat kann sinnvollerweise von den Bürgern nur dann Zivilcourage fordern, wenn er sich seiner selbst gewiß ist: Es bedarf hierzu aber eines institutionell verankerten, demokratischen Traditionsbewußtseins, aus dem Handlungsstärke zu gewinnen wäre. Dieses Bewußtsein sollte nicht allein aus der Verneinung des Nationalsozialismus, nicht nur ex negativo entwickelt werden. Das läßt sich an der Bekämpfung des Rechtsextremismus zeigen. Hier erhellt der Vergleich mit der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik die gegenwärtige Situation nicht, sondern verdunkelt sie geschichtsideologisch. Denn Terror und Gewalt heute gehen aus der Gesellschaft hervor – und nicht vom Staat aus. Das ist ein fundamentaler Unterschied in den Voraussetzungen, den man nicht durch eine Staatsrhetorik des Bürgerkriegs unterschlagen sollte, wie das so oft in jüngster Zeit in den Verlautbarungen der Politiker der Fall gewesen ist. Eine Rhetorik, die eine Kampfsituation unterstellt, wo zunächst ein Ordnungs- und Sicherheitsproblem zu lösen ist.

Die Traditionsbildung, die angesichts dieser Herausforderung hilfreich wäre, ist nur schwach entwickelt. Hier liegt eine bedeutende Schwäche der Bundesrepublik: Deutschland nach 1945 – in Ost wie in West – hatte kein historisches Verhältnis zu sich selbst gewinnen können, weil ihre Vorvergangenheit, der Nationalsozialismus und die Vernichtungspolitik sowie die sich anschließenden Debatten darüber, den eigentlichen Nukleus des Selbstverständnisses enthielt. Das konnte auch nicht anders sein, erschwerte gleichwohl die Entwicklung eines politischen Selbst- und Geschichtsbewußtseins, das sich nicht nur aus der Negation

der nationalsozialistischen Vergangenheit, sondern auch aus der Erfahrung der eigenen Geschichte danach speiste.

Die anachronistische Debatte um die Gewaltanwendung führender Politiker in der Zeit von 1968 belegt, wie stark der Gestus der Entlarvung zur Denkroutine in der deutschen Politik geworden ist. Die Entlarvung einer dunklen Vergangenheit als politischer Fetisch war eine direkte Folge personifizierter Anwesenheiten der Vergangenheit in der frühen und mittleren Bundesrepublik vor 1989. Mit solchen Denkmustern aber wird man sich schwer tun, eine angemessene Politik zu formulieren und durchzusetzen. Mit anderen Worten: Die Bürger der Bundesrepublik müssen ihr politisches Zeitbewußtsein fundamental erneuern. Das bedeutet nicht, die nationalsozialistische Vergangenheit mit ihren Verbrechen zu marginalisieren. Es heißt aber soviel, daß unser Umgang mit dieser Vergangenheit durch die Veränderungen in der Gegenwart historisiert wird. Damit ist erst einmal zu fassen, wie die daran gekoppelte politische Kultur der Bundesrepublik mit einem Mal fern gerückt und fremd geworden ist.

Während also der »Holocaust« im Gedenken und in der politischen Rezeption längst nicht mehr nur eine deutsche und eine jüdische Frage ist, sondern durch den internationalen Kontext und die politischen und sozialen Umwälzungen globalen Ausmaßes zu einem universalen Orientierungspunkt mit sehr unterschiedlichen Funktionen geworden ist, bedarf es unterhalb dieser Ebene eines Epochenbegriffs mit dem die beginnende Gegenwart zu umreißen wäre. Denn sonst drohen die Symbole, mit denen die Vergangenheit erinnert und gebannt wird, einen Hunger nach konkreter gegenwärtiger Erfahrung zu entwickeln – und damit zu reproduzieren, was sie memorieren. Das gilt selbst dann noch, wenn das zu Erinnernde durch den Akt der Repräsentation der Vergangenheit und dem Vergessen anheimgestellt wird. Die Symbole markieren unseren Horizont auf der Grenze zwischen Erinnern und Vergessen, zwischen Wiederkehr und Verschwinden. Sie sind Funktion und Aktion zugleich, sind weniger und mehr, als sie sein sollten. Die gigantischen nationalen Denkmalsbauten und der nationale Totenkult um 1900, die mit ihrer Düsternis, agona-

len Energie und Todessehnsucht eine Stimmungslage erzeugten, für die der Weltkrieg die Erfüllung bedeutete, stehen als Mahnung, die Eigendynamik symbolischer Repräsentation nicht zu unterschätzen. Die Symbole sind gleichermaßen Mit- wie Gegenspieler der eigenen Selbstvergewisserung und können von einem Augenblick zum nächsten die Farbe wechseln. In einem Moment, in dem die vertrauten Zeit- und Erinnerungsmuster unsicher werden und sich ihre politische Umgebung ändert, ist es im Angesicht der Symbole um so dringender, einen Begriff der eigenen Gegenwart zu entwickeln.

Mit dem Wandel der politischen Handlungseinheiten, mit der sichtbaren Überformung der Nationen wandelt sich auch die Charakteristik der Geschichte. Das an der Nation entlang versäulte Gedächtnis, in dem möglichst tiefe Kontinuität Priorität besaß, könnte durch eine andere Form des Gedächtnisses abgelöst werden. Dieses Gedächtnis wird weniger vertikal, sondern horizontal angelegt sein und Differenz statt Homogenität und Kontinuität in den Vordergrund rücken. Die Bildung anderer als nationaler Einheiten ist dafür eine Voraussetzung. Eine andere ist die Vernetzung und gegenseitige Durchdringung der Welt, die die normative Exklusivität partikularer Geschichten gegenstandslos macht. Zwar kann es eine Geschichte für alles und für jeden nicht geben. Wohl aber eine Geschichte, die die Bedingungen reflektiert, unter denen Erfahrungen sich angleichen, ohne daß die Erfahrungen selbst identisch werden.

Aus dieser Differenz zwischen Angleichung ohne Gleichheit, die vom Zeitalter der europäischen Expansion bis zur Globalisierung immer mehr zu einem historischen Parameter geworden ist, wird in Zukunft Geschichte entstehen. Hier sind quer durch die politischen Handlungseinheiten die Konflikte vorgezeichnet.

Eine weitere Voraussetzung für die Umwandlung des kollektiven Gedächtnisses liegt schließlich im Verblässen der Idee des Fortschritts, die über zwei Jahrhunderte die historische Phantasie und das Zeitgefühl befeuert hat. Denn der Fortschritt, der da gemeint war, unterscheidet sich von jenem, der uns heute insbesondere durch die Biowissenschaften versprochen wird. Gleich-

gültig wie und wann er eintreten wird, er wird eher die Gegenwartigkeit in ihrer Dauer betonen denn eine Zeitspanne von der Vergangenheit zur Zukunft, jenes Muster, das durch die anthropologische Konstitution vorgeben war. In diese Richtung deutet auch die mediale Revolution der vergangenen Jahrzehnte. Eine ihrer Folgen lag darin, daß sie eine ubiquitäre Gleichzeitigkeit verschiedener Zeitebenen hergestellt hat.

So befinden wir uns in einem Augenblick des Übergangs, der nicht nur unsere politische und soziale Lebensweise betrifft, sondern ebenso die Vorstellungen von Zeit und Geschichte. Unsere Sicht auf die Vergangenheit spiegelt diesen Vorgang und beschleunigt ihn. Ihr wohnt insofern eine prognostische Qualität inne: Die Vergangenheit ist schon dort, wohin wir erst noch gelangen werden.

M. J., Juni 2001

Die neue Zeit

Was es heißt, eine neue Zeit zu erfahren, beginnen wir gerade zu erahnen. Es ist jetzt auch eine westdeutsche Erfahrung, die im Abstand von rund zehn Jahren jener in den neuen Bundesländern folgt und ihr in manchem ähnlich ist.¹ Es scheint jedenfalls, daß viele soziale Sicherheiten nach und nach fortfallen, die, bedingt durch die Systemkonkurrenz, im Westen mit seiner Marktwirtschaft gewährleistet wurden. Die Erfahrung der neuen Zeit ist somit auch in Westdeutschland von Unsicherheit geprägt: Referenzen, die seit einem Vierteljahrhundert, oft schon länger zu den Fixpunkten des Selbstverständnisses gehören, wirken angesichts der Veränderungen in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Lebenswelt wie aus der Verankerung gerissen. Das Tempo, das man zu bestimmen glaubte, ist zu einem Tempo geworden, mit dem man Schritt halten muß. Das ist für die Bundesrepublik wieder eine neue Erfahrung, vor der man etwas hilflos und mit einem eher vagen Bewußtsein für die eigene Geschichte nach 1945 steht, ohne einen verlässlichen Traditionsbestand an Selbstverständlichkeiten und Toleranzen. Zunächst ist es die Rolle des Staates, die durch die Ökonomisierung seiner Funktionen bis hin zu bestimmten Hoheitsrechten im Bereich der öffentlichen Sicherheit einem rapiden Wandel unterliegt. Das reicht tief bis in die tradierten Mentalitäten hinein. Weil die staatlichen Formationen immer auch einen Verbund bestimmter ethischer Vorstellungen repräsentieren, wird ihre Schwächung oder gar Auflösung zugunsten neuer Handlungseinheiten als krisenhaft empfunden. Zu der Empfindung, einen Umbruch zu erleben, wie er nach Kriegsende nicht mehr erlebt wurde, tragen eine Reihe weiterer Faktoren bei. Allein die demographische Entwicklung in den westeuropäischen Ländern wird den Staatsverband als traditionelle Solidargemeinschaft zum Ausnahmefall machen. Das »Soziale«, das gerade auch in den westlichen Ländern nicht zuletzt wegen der Konkurrenz der Systeme eine wichtige Rolle spielte, ist einem Vorstellungswandel und einer realen Veränderung unterzogen, welche nach und nach die Gesellschaften wenigstens ein

Stück weit aus der staatlich organisierten Solidarpflicht entlassen werden. Nicht nur, daß das System der sozialen Sicherungen in dieser Form nicht mehr zu finanzieren ist – es gibt eine starke Strömung, diese Sicherungen auch gar nicht mehr für wünschenswert zu halten. Wenn ein sozialdemokratischer Bundeskanzler davon spricht, die »Arbeitsunwilligen« dürften nicht mehr im vollem Umfang in den Genuß der Sozialhilfen kommen, dann zeigt dies, wie stark der sozialpolitische Klimawechsel bereits ist. Die unvermindert hohe Zahl der Arbeitslosen wird, nach vielen unbefriedigenden Korrektur- und Kompensationsversuchen, immer weniger als Herausforderung an die Politik, sondern als Herausforderung an die Betroffenen selbst verstanden. Dies ist eine Individualisierung sozialer und struktureller Probleme, die bislang in diesem Maß von noch keiner Bundesregierung vorgenommen wurde.

Es ist die »Generation Golf«, die diese Erfahrung, den Abschied vom Sozialen, spielerisch und noch in der satten Zeit des »Weiter so« vorweggenommen hat. Sie muß heute allerdings, kaum daß sie sich ihren Namen gegeben hat, Abschied von jener Kultur des Stillstands und ihrem Luxus nehmen. Die Anpassung als hedonistische Provokation hatte paradoxerweise in jener historischen Situation, die gerade vergeht, die besten Chancen auf freie Entwicklung geboten – unter der Bedingung, daß diese die Spielräume der Konformität demonstrativ ausmalte, indem sie die Imperative der Konsumgesellschaft wörtlich nahm. Umgekehrt war diese Art der Exzentrik nichts anderes als eine privilegierte, symbolisch wie materiell besonders belohnte Form der freiwilligen Anpassung – die allerdings so selbstbewußt praktiziert wurde, daß jede Zumutung von Geschichtsphilosophie und Emanzipationsideologie einfach ins Leere lief. Als massenhaftes Verhalten bleibt von dieser spielerischen Anpassung heute bloß, daß man sich dem Markt zur Verfügung halten muß. Aus Freiwilligkeit wurde Zwang und aus dem Gewinn eine Hypothek. Die geglückte Selbstbeschreibung der »Generation Golf« war ein Schlußpunkt unter eine ganze Reihe von Definitionsversuchen bestimmter Alterskohorten der Bundesrepublik. Jeder dieser Ver-

suche war ein kleiner Abschied und setzte voraus, daß gerade verging, was eben noch als durch Beschreibung gewonnen galt. So erschien, um ein frühes Beispiel zu nennen, die »Skeptische Generation« des Soziologen Helmut Schelsky im Jahr 1957, kurz bevor für die »Nachkriegsjugend« an die Stelle der Skepsis bald das »Prinzip Hoffnung« zu treten begann. Die Beschreibung als »Generation Golf« ist freilich schon aus Nostalgie zu sich selbst geboren, ihre Protagonisten deshalb immer bereit, das Vehikel zu wechseln.

Aber nicht allein diese Helden der »Risikogesellschaft« werden heute von einem Risiko eingeholt, das ihnen fremd ist, so wie es der ganzen Bundesrepublik längst fremd geworden war. Dieses Risiko liegt in einer Dynamik, die nicht zur freien Verfügung steht, nicht selbst produziert wird, sondern wie eine fremde Macht von außen kommt.

Am fernsten noch in ihren Auswirkungen und doch gegenwärtig durch ein Ineinander von Visionen und Möglichkeiten sind die Fortschritte der Biomedizin auf dem Gebiet der Gentechnik, zumal wenn ihr Anschluß an die Computer- und Roboterindustrie ausgemalt wird. Daß die Maschinen demnächst der Menschen nicht mehr bedürfen, weil sie und nur sie – als die besseren Menschen – in der Lage sind, sich zu reproduzieren und die Bedingungen dieser Reproduktion zu garantieren, ist nur eine dieser Hochrechnungen in eine andere Welt. Daß diese biotechnische Entwicklung unsere Begriffe von Gesundheit, von Natur und Moral nicht unberührt lassen wird, ist wahrscheinlich; daß allein die Erwartung einer nahen, radikalen Veränderung der Begriffe der Lebenswelt diese bereits umzuformen beginnt, allein durch die Anmutung des Prekären, des Vergehenden, ist sicher. Betroffen aber ist nicht allein die unmittelbare Lebenswelt der Individuen, sondern auch die sozialen und politischen Handlungseinheiten. So ist leicht vorstellbar, daß die Politik unter den Bedingungen der entwickelten Gentechnik neuartigen Parametern von Erfolg unterliegen wird. Das Bruttosozialprodukt könnte sich in ganz neuen Währungen berechnen. Und wie die Maßstäbe für Politik und Ökonomie, so wird auch der Begriff

unserer Erfahrungen, den Geschichte zu nennen man gewohnt ist, nicht bloß um neue Faktoren bereichert werden. Vielmehr könnte selbst eine so feste Vorstellung wie die der Chronologie in Frage gestellt sein; unsicher die zeitlich erkennbare Abfolge von Ereignissen und ihr einander bedingendes Verhältnis zueinander im Zeichen einer biologischen Reproduktionstechnik, die Wachstum, Verfall und damit die Zeit selbst zu steuern anstrebt. Daß mit der neuen Technik auch neue Konflikte sich anbahnen, ist banal, aber deshalb nicht weniger wahr. In welchen Begriffen aber werden sie gefaßt? Und welchen Einsatz werden Vergangenheit und Geschichte darstellen? Um nur ein naheliegendes, allzu nahe liegendes Beispiel anzuführen: Da der staatlich organisierte weltweite Klassenkampf mit der Auflösung der Sowjetunion nicht mehr werden kann, was er einmal sein sollte, wird er womöglich aus dem biotechnischen Avantgardismus des Kapitalismus neu erstehen.

Jedenfalls tragen die spektakulären Erfolge wie etwa die Entzifferung des Genoms zu einer kaum definierbaren oder lokalisierbaren Unruhe bei, zu einer Art allgemein werdender darwinistischer Sorge, die in eine aggressive Enthemmung umzuschlagen bereit ist – zumal wenn die diffusen Hoffnungen für große Teile der Bevölkerung sich als illusorisch erweisen sollten und eine tatsächliche Verschärfung der Lebens- und Arbeitsbedingungen sich abzeichnete. Die »Globalisierung« wird in diesem Zusammenhang nicht als bloße Ausweitung des Handels und Konsums erfahren, sondern als eine Zunahme von Konkurrenz, die über die Wirtschaft in nahezu sämtliche Lebensbereiche vordringt.

Zur Erfahrung der neuen Zeit zählt auch, daß die Vergangenheit, insbesondere die nationalsozialistische, anders als zuvor wahrgenommen wird. Diese gewandelte Vergangenheit ist zugleich Indikator und Faktor der gegenwärtigen Veränderungen. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß die Sicht auf die Vergangenheit allein in Abhängigkeit von gegenwärtigen Entwicklungen steht. Vielmehr entwirft sich die Gegenwart auch in Bildern der Vergangenheit und umgibt sich mit ihnen. Indem die Vergangenheit also ihr Gesicht verändert, beginnt die Gegenwart anders auszusehen.

Wie gestaltet sich das Verhältnis zur Vergangenheit, jetzt, da viele der langen Enden ausgelaufen sind? Woher stammen und woran rühren die Fragen an die Geschichte, die wir stellen? Was wir darüber heute schon wissen können, unterliegt dem Erlebnis diffuser Eindrücke, ist nicht schon eine evidente und begrifflich gefaßte Erfahrung. Mit anderen Worten: Wir wissen noch gar nicht, wie uns geschieht.

Nachdem es in den achtziger und frühen neunziger Jahren trotz der politischen Umbrüche so aussehen konnte, als folgten die Debatten um die nationalsozialistische Vergangenheit einer autonomen Dynamik, ist heute wieder sichtbar zu machen, in welchem Maß Gegenwart und Vergangenheit in der Wahrnehmung verschränkt sind. Denn woher rührte zum Beispiel der Enthusiasmus, mit dem Goldhagens Thesen begrüßt wurden, warum strömten Hunderttausende in eine Ausstellung, in der auf kleinen Fotos Erschießungen und Erhängungen en masse zu sehen waren? Was sahen die Deutschen in »Schindlers Liste«, und warum verbissen sich Martin Walser und Ignatz Bubis in einen Streit über Erinnerung und Schuld? Schließlich: Wie groß muß das Bedürfnis sein, nicht mehr Teil dieser Geschichte zu sein, wenn die Anklage Norman Finkelsteins gegen das finanzielle Gebaren der Jewish Claims Conference (jene Organisation, über die die »Wiedergutmachung« abgewickelt wurde) von vielen Deutschen als Befreiung aufgefaßt werden konnte? Befreiung, wie öfter gesagt wurde, vom »schlechten Gewissen«, weil die Verbrechen und die Schuld nur noch »instrumentalisiert« werden? Angesichts solcher Aufwallungen zwischen begeisterter Annahme von »Schuld« und dem heißen Wunsch, sich endlich wieder »gut fühlen« zu können – beides übrigens kein Gegensatz, sondern am Ende nur die zwei Seiten einer Medaille –, angesichts solcher Aufwallungen ist es geboten, nach den Gegenwarts-motiven zu fragen, die hier wirksam werden. Daß sie eine zentrale Rolle spielen, ist kaum von der Hand zu weisen. Anderenfalls würde man um diese Vergangenheit trauern, aber keine Debatten führen. Denn so groß das Verbrechen war – die schiere Dimension und auch die Art und Weise des Massenmords wür-

den womöglich allein nicht hinreichen, um weltweit zum Fokus politischer, pädagogischer und historischer Überlegungen und Bemühungen zu werden. Dies festzustellen ist nicht Zynismus. Es ist vielmehr ein Kern von Geschichtserfahrung. Das individuelle Vergegenwärtigen von Geschichte hat ohne Zweifel eine größere Freiheit, sogar die Freiheit zur Interesselosigkeit. Das kollektive, politische Vergegenwärtigen von Geschichte muß einem Interesse folgen, es muß sich aufladen mit Gegenwart, um etwas aus der Vergangenheit an sich ziehen zu können. Wo also liegt der Nerv, über den Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbunden sind?

Um das veränderte Verhältnis zur Vergangenheit nach all dem, was zu Ende gegangen ist, zu beschreiben, bedarf es einer Betrachtung, die die Veränderungen auf beiden Seiten – in der Gegenwart wie in der Vergangenheitsdarstellung – ins Verhältnis zueinander setzt. Das bedeutet nicht, daß eine vollständige Einsichtigkeit in die Dynamik von Historie und Gegenwart zu gewinnen sei; wohl aber ist die Chance eröffnet, aus dieser wechselseitigen Betrachtung eine Beobachtungsdistanz zu schaffen, welche die Bedingungen der geänderten Zeiterfahrung hervortreten läßt.

Eine nützliche Vergangenheit

Wir beginnen bei der Erscheinung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Der deutlichste Wandel hat hier auf zwei Ebenen stattgefunden: auf der staatlichen einerseits, auf der gesellschaftlichen andererseits.

Für den deutschen Staat war die lang anhaltende Debatte um das Holocaust-Mahnmal in Berlin die letzte Hürde, die es zu nehmen galt, bevor die Geschichte des Holocaust zum Bestandteil des offiziellen, repräsentativen Selbstverständnisses der Bundesrepublik gehörte. Befanden sich die offiziellen Denkmäler des Zweiten Weltkriegs und der Judenverfolgung in Bonn in einiger Entfernung zum Regierungsviertel (an der Universität zunächst,